

Studie mit 2100 Eltern zeigt alarmierende Ergebnisse. Der Autor fordert, die psychosozialen Folgen der Pandemie stärker zu berücksichtigen.

STEFAN VEIGL

SALZBURG. Manuel Schabus, Psychologieprofessor an der Uni Salzburg, hat mit seinem Team von Beginn des ersten Lockdowns Mitte März 2020 bis Ende Juni 2021 in Summe 2115 junge Eltern – ungefähr je zur Hälfte aus Österreich und Deutschland – online befragt. Man wollte wissen, wie die Jungmütter und -väter Schwangerschaft, Geburt und die ersten Monate mit dem Baby unter den Vorzeichen der Pandemie erlebt haben.

Die Ergebnisse sind durchaus alarmierend: 64 Prozent oder fast zwei Drittel der befragten Mütter gaben an, dass die Pandemie ihre Schwangerschaft negativ (49 Prozent) oder sehr negativ (15 Prozent) beeinflusst habe. 55 Prozent und damit mehr als die Hälfte der Jungeltern gab an, dass Corona das Geburtserlebnis negativ oder sehr negativ beeinflusst habe. Bei der Frage, ob Eltern glauben, dass die Coronasituation einen Einfluss auf die Gesundheit und die Entwicklung ihres Kindes hatte, sprachen rund 40 Prozent von stark negativen oder negativen Effekten. Was Studienautor Schabus besondere Sorge bereitet: „Die Angaben von 7,45 Prozent der befragten leiblichen Mütter deuten auf ein mögliches Suizidrisiko hin.“ Zudem seien auch das Depressionsrisiko und die Zahl der postnatalen Depressionen gestiegen.

Wie haben die Eltern ihre oft sehr negativen Erfahrungen begründet? „Das Hauptproblem für viele waren die coronabedingten Maßnahmen, durch die die werdenden Mütter und Väter plötzlich keinen Zugang zu Geburtsvorbereitungskursen hatten“, sagt Schabus. Weiters habe speziell den Schwangeren der Austausch mit nahen Angehörigen und den eigenen Müttern gefehlt, sagt er. „Ein großes Problem war auch, dass einige Väter nicht bei der Geburt dabei sein durften oder dass es da oft ein sehr langes Hin und Her gab – und es oft sehr kurzfristige



Jungeltern sind durch Pandemie sehr belastet

BILD: SN

Entscheidungen der Spitäler gab, wodurch es dann den Vätern oft zeitlich gar nicht möglich war, bei der Geburt dabei zu sein“, schildert der Experte.

Während der Geburt sei auch oft Geschwisterkindern der Zutritt zur werdenden Mutter verwehrt worden, was viele belastet habe. Zudem



„Chronische Angst macht auch krank.“

Manuel Schabus
Psychologieprofessor

berichteten Befragte von Fällen, in denen die Väter zwar zunächst im Kreißsaal dabei sein durften, beim dann nötigen Kaiserschnitt aber nicht in den OP durften. Außerdem habe vielen Eltern nach der Geburt die Betreuung durch eine Hebamme gefehlt, zitiert Schabus aus den Antworten.

Der Professor weist außerdem darauf hin, dass die Studie auch

eine starke emotionale Belastung der Jungeltern zeigt: 46 Prozent der Mütter gaben an, sehr oft oder ziemlich oft nervös und gestresst gewesen zu sein. Knapp 43 Prozent fühlten sich überfordert.

Aus der Befragung gehe auch eine generelle Verunsicherung der Jungeltern hervor, analysiert Schabus: „Jeweils ein Drittel war besorgt, dass nahe Angehörige an Covid-19 erkranken beziehungsweise dass es das Baby treffen könnte.“ Das sei insofern überraschend, als das Risiko für einen Spitalsaufenthalt bei Coronapatienten unter 19 Jahren bei 0,01 Prozent liege und das Risiko für einen letalen Ausgang einer Coronainfektion bei dieser Altersgruppe gar nur bei 0,00002 Prozent, betont Schabus.

Allerdings: 18 Prozent der Mütter haben den Einfluss der Pandemie auf ihre Schwangerschaft positiv erlebt. 13 Prozent der Eltern sprachen von einer positiven oder stark positiven Wirkung des Geburtserlebnisses – trotz oder wegen der Pandemie. Wie das? „Weil die Zeit im

Krankenhaus so schön ruhig war, keine Besucher gekommen sind und sie froh waren, dass sie isoliert waren“, erläutert Schabus. Während der Schwangerschaft sei es ähnlich gewesen. Viele werdende Mütter hätten es angenehm empfunden, dass sie im Homeoffice hätten arbeiten können, ohne sich erklären zu müssen: „Sie haben die Entschleunigung durch die Pandemie positiv wahrgenommen.“

Als „dramatisch“ schätzt er die Meinung von 40 Prozent der Eltern ein, dass die Coronasituation einen negativen Einfluss auf die Gesundheit und die Entwicklung ihres Babys habe. Begründet wurde das damit, dass die Kinder nun weniger Kontakt zu Großmüttern, Verwandten, aber auch anderen Kindern gehabt hätten und so sozial isoliert gewesen seien. Schabus: „Das stimmt schon nachdenklich und zeigt, dass diese Eltern und Kinder psychosoziale Unterstützung brauchen, wenn wir nicht wollen, dass sie später psychisch krank werden.“ Auch jene 7,45 Prozent der Mütter, die für

sich eine Suizidgefahr nicht ausgeschlossen, sind für Schabus ein Alarmsignal: „Die Zahl ist überraschend hoch, betrifft rund 150 Befragte und zieht sich quer durch alle sozialen Gruppen.“ Auffallend sei, dass speziell bei jenen Müttern, die aufgrund der Pandemie weniger Unterstützung von Großeltern oder Freunden und/oder ein niedriges Einkommen hatten, die Suizidgefahren in deutlich höherem Ausmaß auftraten, analysiert Schabus.

Er fordert daher, dass manche Jungeltern rasch und gezielte Hilfe erhalten sollten. Eine Möglichkeit sei, das psychosoziale Angebot – etwa in Form von Eltern-Kind-Gruppen – auszubauen, ebenso wie niederschwellige psychotherapeutische Angebote. Schabus: „Das Problem ist aber, dass nicht einmal die Telefonseelsorge in der Pandemie genug Geld hatte. Meine Botschaft an die Politik ist, dass sich Prävention und frühe Hilfen hier langfristig auch finanziell lohnen.“ Er fordert etwa, dass der Mutter-Kind-Pass neben medizinischen auch psychische Fragen abdecken solle: „Denn frühkindliche Regulationsstörungen treten bei jedem fünften Baby auf.“ Gegensteuern könne man mit einem Ausbau von sozialpädiatrischen Zentren, sagt Schabus. Er fordert, dass der Fokus in der Coronafolgenbekämpfung endlich mehr auf psychosoziale Fragen gelegt werden sollte: „Denn chronische Angst macht Menschen auch körperlich krank.“ Daher solle die Politik die Coronamaßnahmen „mit Augenmaß so anpassen, dass psychosoziale Folgen mitbedacht und nicht verschlimmert werden“.

Unabhängig von der Pandemie wäre es für den Experten generell sinnvoll, allen Vätern einen „Papa-month“ zu ermöglichen und den achtwöchigen Mutterschutz zu verlängern. Wichtig wäre Schabus außerdem ein Ausbau der Kinderbetreuungsmöglichkeiten für unter Dreijährige in Richtung des Barcelona-Ziels der EU: Dieses sieht vor, dass für 33 Prozent in der genannten Altersgruppe ein Betreuungsplatz vorliegt – was Österreich auch heuer noch nicht erreicht hat.

Positiv war aber: Laut Studie betonten 45 Prozent der Eltern, die Coronazeit habe dazu geführt, dass sie mehr Zeit für ihr Baby gehabt hätten. Schabus: „Aufgrund von Kurzarbeit und Homeoffice verbrachten gerade viele Väter mehr Zeit mit ihrem Kind und haben das auch genossen.“

KURZ GEMELDET

Neuer monoklonaler Antikörper entdeckt

LAUSANNE. Ein Team der ETH Lausanne und des Universitätsspitals Lausanne hat in Blutproben von hospitalisierten Covid-Patientinnen und -Patienten einen monoklonalen Antikörper entdeckt, der alle derzeit bekannten Coronavirus-Varianten wirksam neutralisiert. Im Hamster-Modell zeigte sich, dass die Gabe des Antikörpers einen Schutz gegen eine Coronainfektion bietet.

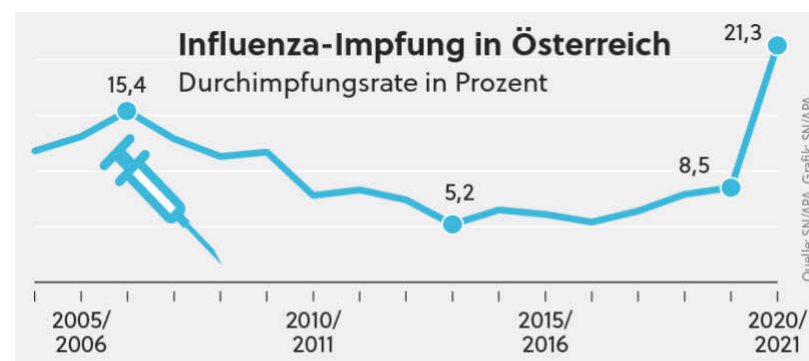
Der monoklonale Antikörper namens P5C3 könnte sich demnach als prophylaktisches Mittel bei immungeschwächten Personen erweisen, die schlecht auf eine Impfung ansprechen. Das berichten die Forschenden im Fachmagazin „Cell Reports“. Derzeit laufen Gespräche mit möglichen Produktions- und Entwicklungsfirmen. Klinische Studien seien für Ende 2022 geplant, hieß es in einer Mitteilung. SN, APA

Eine Grippewelle könnte stark ausfallen

Experten raten vulnerablen Gruppen ebenso wie Kroatien-Reisenden zu einer Influenza-Impfung.

WIEN. In der vergangenen Saison fiel die Grippewelle in Österreich aus. Experten vermuten, dass die Corona-Schutzmaßnahmen der Grund dafür waren. Den verstärkten Aufrufen zur Grippe-Impfung sind vergangenes Jahr außerdem so viele Menschen wie noch nie gefolgt: Die Impfquote wurde von 8,5 in der Vorsaison auf 21,3 Prozent gesteigert.

Das bedeutet aber nicht, dass die Grippe verschwunden ist. Im Gegenteil: Experten warnen sogar vor einer stärkeren Influenza-Saison heuer. „Aus den Beobachtungen der letzten 20 Jahre weiß man, dass nach einer schwachen Influenza-Saison die nächste umso massiver ausfällt“, sagte Monika Redlberger-Fritz, Leiterin des Nationalen Referenzlabors für die Erfassung und Überwachung von Influenza-Virusinfektionen im Rahmen einer Online-Presskonferenz.



Das könnte etwa daran liegen, dass normalerweise ein gewisser Teil der Bevölkerung während einer Influenza-Saison mit dem Virus in Kontakt komme – auch teilweise

ohne Symptome zu entwickeln. Dieses „Update“ für das Immunsystem sei vergangenes Jahr ausgefallen. Außerdem gebe es mittlerweile drei Geburtenjahrgänge (240.000 Kinder), die noch nie Kontakt mit einem der vier Virusstämme gehabt hätten. „Im Fall einer Infektion könnten sie aufgrund ihrer hohen

Viruslast und der langen Infektiosität zu Superspreadern werden“, warnt Redlberger-Fritz.

Empfohlen wird die Impfung prinzipiell für alle, besonders aber für Menschen mit Risiko für einen schweren Verlauf – wie Senioren, chronisch Kranke, Kinder oder Schwangere. Auch Personen mit erhöhtem Ansteckungsrisiko wird dazu geraten. Es stehen rund 1,8 Millionen Impfdosen zur Verfügung.

Ab Ende Oktober, Anfang November sollte mit den Impfungen begonnen werden. Kroatien-Reisende sollten aber schon früher daran denken: Dort wurde bereits im September ein Influenza-Ausbruch beobachtet. Das Gesundheitsministerium empfahl daher am Dienstag, sich vor Reiseantritt gegen Grippe impfen zu lassen. **glas**